

Johann Sebastian Bach und Winsen

Dr. J. Klahn

Neben der seriösen Geschichtsschreibung entwickeln sich zu bestimmten Ereignissen oder Personen der Vergangenheit gelegentlich auch Legenden. Das sind Geschichten oder auch Erzählungen, die im Kontext der Historie stehen, aber nicht belegt werden können. Manchmal sind sie so gut erfunden, dass sie das Wesentliche treffen, ohne im eigentlichen Sinne wahr zu sein. Sie sind beim Volk beliebt und werden in der Regel immer wieder gern erzählt, dabei auch mit der Zeit leicht verändert, so dass man nach kurzer Zeit oft ihre ursprüngliche Version kaum noch kennt oder erschließen kann. Nimmt sich ein begabter Poet der Sache an und macht aus der Legende etwa ein Gedicht oder auch ein Lied, dann erhält sie sozusagen ihre klassische Form, und wird danach nicht mehr verändert. Sie wird dann manchmal zusätzlich zur Geschichtsschreibung benutzt, um gewisse Aspekte der Vergangenheit zu verdeutlichen, die sich aus der dürren wissenschaftlichen Analyse der Historiker nicht ohne weiteres erschließen.

Es ist nun sicher Geschmackssache, ob man lieber wissenschaftliche Geschichtsschreibung oder historische Romane, Novellen oder auch Sagen und Legenden liest. Man muss sich nur über eines im Klaren sein: Nur die wissenschaftliche Geschichtsschreibung kann abgesicherte Erkenntnisse präsentieren. Die anderen genannten Gattungen mögen zuweilen interessanter geschrieben sein, bringen an echter Erkenntnis meistens jedoch nichts. Darüber hinaus muss man sagen, dass eine gutgemachte Legende für den Historiker ein Alptraum sein kann. Es ist nämlich vergleichsweise leicht, eine Legende in die Welt zu setzen, manchmal aber äußerst schwierig oder gar unmöglich, ihren Wahrheitsgehalt zu beurteilen, sie zu widerlegen oder gar aus dem Bewusstsein der Öffentlichkeit zu verdrängen. Das liegt daran, dass die vorhandenen Quellen oft einen vollständigen Überblick über die tatsächlichen Ereignisse und Verhältnisse der Vergangenheit nicht gestatten, so dass es i. a. leicht ist, das eine und andere hinzu zu erfinden, aber schwer, das Hinzuerfundene als Erfindung zu erkennen. Weil die Legende so eingängig und verlockend daherkommt, liebt man sie im Volk mehr als die historisch-kritische Darstellung, und hält gelegentlich auch wider besseres Wissen an ihr fest.

Auch in Winsen gibt es eine ganze Reihe von Legenden, die einem das Leben ganz schön schwer machen können, wenn man an der Wahrheit interessiert ist. Eine dieser Legenden ist die „Bach-Winsen-Legende“, also die Legende von einem Besuch des Komponisten Johann Sebastian Bach in Winsen und die angeblichen Geschehnisse rund um diesen Besuch.

Die heutige Form der Bach-Winsen-Legende

Die wohl neueste Version dieser Legende wurde am 14.07.2013 von einem „goldenen Konfirmanden“ des Konfirmationsjahrgangs 1963 anlässlich einer Führung in St. Marien zum Besten gegeben, und zwar wohl nicht mit einem Augenzwinkern, sondern als reales Ereignis der Geschichte. Jemand, der es erlebt hat, gibt folgendes zu Protokoll:

Bach befand sich mit einem Bekannten auf dem Weg von Hannover nach Hamburg, um Telemann zu besuchen. Station machten sie in Winsen. Bach spielte dann auf der Orgel in St. Marien, was im nahegelegenen Rathaus mit Erschrecken von den dortigen Beamten vernommen wurde. Die wussten nämlich, dass der Organist in der Kirche aufgebahrt war und nahmen an, dass dieser wieder auferstanden sei. Bach musste dann noch die Trauerfeier für den verstorbenen Organisten musikalisch begleiten.

Interessant an der Darstellung ist, dass sie als einzige Version dieser Legende keinen Zeitpunkt nennt, an dem sich das Berichtete zugetragen haben soll. Da aber Bach angeblich Telemann besuchen wollte, kann sich dieses Ereignis nur zwischen 1721 (dem Jahr des Dienstantritts Telemanns in Hamburg) und 1750 (dem Todesjahr Bachs) zugetragen haben. Die historische Forschung hat nun zutage gefördert, dass Bach Telemann niemals in Hamburg besucht hat. Das interessiert einen Legendenerzähler jedoch in keiner Weise, lässt ihn auch nicht an seiner Darstellung zweifeln. Es ist allerdings ein typisches Merkmal aller Legenden: sie sind gegenüber offensichtlichen Diskrepanzen zu wirklichen Gegebenheiten absolut resistent.

Die Form der Bach-Winsener-Legende bei Rudolf Grote (1960)

Der damalige Winsener Superintendent Rudolf Grote war wahrscheinlich der erste, der die Bach-Winsener-Legende populär gemacht hat. Er schrieb das Vorwort zur 1960 erschienenen Publikation „SOLI DEO GLORIA. Ein Büchlein von den Orgeln in St. Marien zu Winsen / Luhe aus Anlaß der Orgelweihe am 4. Advent, dem 18. Dezember 1960“. Man liest dort auf S. 1/2:

Daß die Orgeln ... „in ihrem rechten Gebrauch Gottes Segen seien“, das hat auch Johannes Franziskus Eggelingk, damals ein 70jähriger Geistlicher noch als Pastor primarius von Winsen (Luhe), wenn der Bericht stimmt, im Mai 1771 von keinem geringeren als von dem damals 16jährigen Schüler [der] Partikularschule der Michaeliskirche in Lüneburg und Mitglied des dortigen Mettenchores Johann Sebastian Bach lernen müssen, als dieser auf dem Wege nach Hamburg abends spät durch das Sakristeifenster in die Marienkirche eingestiegen war, um auf der Winsener Orgel zu spielen. Wie konnte der junge Bach wissen, daß der gerade heimgegangene Kantor Tobias Wesses im Chorraum der Kirche aufgebahrt lag? Als ihn Johannes Franziskus Eggelingk vorwurfsvoll darauf aufmerksam gemacht und ihm erklärt habe, es dürfe daher nicht im Gotteshause musiziert werden, da habe der junge Bach geantwortet: „Dann ist Musik doppelt und dreifach nötig; denn was soll ihm, was soll später einmal uns sicherer den Weg zum Himmel hinaufweisen als jene Töne, die von dort aus zu den Menschen auf die Erde herabgekommen sind!“ Daß Bach nicht schwärmte, bewies er nach Hans Francks Bericht dadurch, daß er sogleich intonierte

*„Wenn mein Stündlein vorhanden ist
und ich soll fahrn meine Straße
so geleit' du mich, Herr Jesu Christ,
mit Hülf mich nicht verlasse;
mein Seel an meinem letzten End
befehl ich, Herr, in deine Händ,
du wirst sie wohl bewahren.“*

Wie sagte noch das theologische Gutachten der theologischen Fakultät Wittenberg 1557? „Wenn man nur das Genus weiß, so ist es genug und wird nicht in den Wind hinein georgelt. Das Genus aber ist, daß man weiß, es wären geistliche Lieder, die zu Gottes Lob gemacht sind, darauf zu schlagen.“

Mit diesem reformatorischen Wort und dem Beispiel des größten Orgelspielers, der jemals in Winsen an der Orgel gesessen haben dürfte, ist die Bedeutung der Orgel deutlich hervorgehoben: ...

Schon unmittelbar nach dem Druck ist eine Reihe von Fehlern in diesem Text aufgefallen und korrigiert worden. Offensichtlich konnte der 1750 gestorbene Bach ja nicht 1771 in Winsen als 16jähriger Schüler Orgel gespielt haben. So ist denn hinten im Büchlein ein Zettel eingeklebt, auf dem es heißt:

Nachtrag

Auf Seite 1, Zeile 10 muß es heißen statt „Mai 1771“ – „Mai 1701“ und in Zeile 16 statt „Kantor Tobias Wesses“ – „Kantor Joh. Wilh. Grothe“.

Tobias Wessel (oder Wesses) war nach Chr. Schlöpke, Chronicon von Bardowick (1704) vom 15.04.1667 bis 31.12.1670 (†) Kantor in Winsen, daher muss er hier zu recht gestrichen werden. Johann Wilhelm Grothe war wohl ein Winsener Bürger, jedenfalls weder Geistlicher noch Kantor. In den Winsener Kämmereilisten wird diese Familie stets „Grote“ geschrieben. Kantor war zu dieser Zeit Heinrich Lastin. Was nicht berichtet ist: Auch der Name des Pastors muss falsch sein. Johannes Franziskus Eggelingk (15.08.1634-12.08.1677) war bereits verstorben. 1701 war Carl Schrader Pastor primarius in Winsen.

Außerdem liegt dem Text ein allgemeines Missverständnis zugrunde. Ein Kantor spielte damals nicht Orgel, das tat ein Organist, der meistens zugleich Küster war. Ein „Cantor“ war demgegenüber ebenso wie die Geistlichen akademisch gebildet – er hatte in der Regel Theologie studiert –, war an der örtlichen Lateinschule angestellt und hatte dort unter dem „Rector scholæ“ den Musikunterricht zu versehen, allerdings nicht nur diesen. In der Kirche und bei kirchlichen Feiern trat er regelmäßig mit den Schülern auf, die die Feierlichkeiten mit Chorgesang begleiteten. Vgl. dazu die Ausführungen in

dem Buch von Jürgen Klahn und Ursula Köser, Die Geschichte der Lateinschule zu Winsen an der Luhe (1415-1745), Winsen 2019.

Macht die ganze Arbeit Grote also nicht gerade den solidesten Eindruck, so ist doch festzuhalten, was an ihr stimmt: 1701 reiste der 16jährige Schüler des Lüneburger Gymnasiums St. Michaelis und Mitglied des dortigen Mettenchors von Lüneburg nach Hamburg (und wieder zurück). Dass er dabei auch durch Winsen gekommen ist (und zwar bei der Hin- und Rückreise), ist anzunehmen. Alles andere dürfte reine Phantasie sein. Grote gibt als Quelle an: Hans Franck, ein sonst ziemlich unbekannter Bach-Forscher. Was steht aber bei Hans Franck?

Die Bach-Winsen-Legende bei Hans Franck (1955)

Die von Grote übernommene und weiterverarbeitete Legende steht bei Hans Franck, *Die vier großen B (Bach, Beethoven, Brahms, Bruckner) – Musikergeschichten*, Freiburg 1955, S. 5-19:

An einem Maimorgen des Jahres 1701 wanderten zwei jugendliche Angehörige des Mettenchores von der Particularschule der Michaeliskirche zu Lüneburg in den Frühling hinaus. Ihres Wohlverhaltens wegen hatten sie durch den Rektor die Erlaubnis bekommen, drei Nächte lang ausbleiben zu dürfen und den Weg in die Weite nach jeder Richtung zu nehmen, welche das Herz ihnen vorschrieb. Über ihre Unterkunft machten die Beiden, von denen der eine sechzehn, der andere siebzehn Jahre zählte, sich keinerlei Sorgen. Bauersleute würden schon dulden, daß sie im Heu ihrer Scheune übernachteten. Falls sich jedoch diese Annahme als irrtümlich erweisen sollte – je nun, sie waren jung. Wenn ihnen auch die schönen Sopranstimmen, dererwegen ihre Aufnahme in die Schule erfolgte, verlorengegangen waren, so daß sie nunmehr ihrem Kirchenchor statt mit Singen durch Spielen verschiedener Instrumente dienen mußten, bis zu dem Beginn der Zwanziger war noch eine weite Lebensstrecke. Diesseits zur Schwelle zum Mannesalter aber wird der Körper mit den Tücken einer Frühlingnacht im Freien sehr viel müheloser und gefahrloser fertig als jenseits seiner Schwelle.

Gegen Abend kamen die Lüneburger Schüler nach Winsen an der Luhe. Das sollte mit offenen Augen, aber ohne zeitraubenden Aufenthalt, durchquert werden, damit sie bei guter Stunde zu dem nächsten Dorf gelangten, in dem sie nächtigen wollten.

Des selben Augenblicks, da die Scholaren betrachtend vor der Winsener Kirche stehen, überwältigt den Jüngeren das Verlangen, ihre Orgel zu spielen. Denn was weiß man über ein Gotteshaus, wenn man es nur gesehen hat? Nicht mehr als von einem Menschen, der vor einem den Mund nicht aufat. Soviel die Augen auch aufzunehmen vermögen, es ist zu wenig. Erst wenn man die Stimme einer Kirche vernimmt, kennt man ihre Seele. Also: Die Orgel spielen! Der Ältere erklärt sich mit dem Herzenswunsch des Sechzehnjährigen einverstanden. Er ist sogar erbötig, zu dem Pfarrer zu gehen, um die Erlaubnis für das ersehnte Orgelspiel samt dem Schlüssel zur Ermöglichung des Eintritts in das Gotteshaus zu beschaffen. „Dauert zu lange! Dauert viel zu lange!“ erklärt der Spielbesessene. Sein Kamerad zuckt die Achseln. Wie man ohne Schlüssel in die verschlossene Kirche kommen kann, möchte er wissen. Der jüngere deutet auf ein Fenster der Sakristei. Von ihm blieb eine Rute offen. Schon steht er an der bezeichneten Stelle – greift durch die Öffnung nach innen – schiebt den Haken hoch – stößt das Fenster auf – schwingt sich auf dessen Sims – verweilt dort einige Augenblicke – winkt von seinem erhöhten Sitz aus dem verdutzten Mitschüler übermütig zu – springt ab - - und: befindet sich in der Kirche. So bleibt dem Älteren nur übrig, den gleichen Weg in dem Inneren des Gotteshauses zu nehmen wie sein liebster Gesell. Denn ohne gefüllte Bälge kann Der zwar mit den Tasten der Orgel klappern, aber nicht auf ihnen spielen - - Nach kurzer Zeit erscheint der Küster des Ortes mit offenkundigen Zeichen des Entsetzens bei dem Herrn Pastor. Der blickt mißbilligend von dem Folianten, in welchem er emsig studiert hat, auf, schiebt, daß er in der Ferne sehen kann, die Brille zur Stirn empor und will dem seiner Machtbefugnis unterstellten Störenfried der geliebten Abendruhe einen Verweis erteilen. Jedoch ehe das erste Wort über seine Lippen kommen kann, ruft der Eindringling entgeistert:

„Hochwürden, unser Kantor – jawohl, er ist - - der vorgestern verstorbene Kantor ist von den - - Toten auferstanden.“ „Wir werden alle von den Toten auferstehen; aber erst an dem Jüngsten Tage“, belehrt der Pastor seinen Untergebenen, „wann es sein wird, weiß nur Gott, der Herr. Denn Er bestimmt, vermöge seiner Allweisheit, den richtigen Zeitpunkt für die Auferstehung der Menschen. Folglich kann der soeben Genannte jetzt noch nicht von den Toten auferstanden sein.“ „Bis zum Jüngsten Tag hats unserm Kantor mit der Auferstehung zu lange gedauert“, widerspricht der Küster. „Er ist aus seinem Sarg in der Kirche, noch eh wir ihn auf dem Friedhof mit Erde zugedeckt haben, herausgeklettert.“

„Unsinn!“ „Aber so hören Hochehrwürden doch!“ „Was?“ „Das Spiel der Orgel.“ „Welcher Orgel?“ fragt, noch immer nicht das Entsetzen des Kirchendieners begreifend, der Geistliche. „Der Orgel in unsrer Kirche!“ lautet die Antwort. „In unserer Kirche wird Orgel gespielt? Jetzt? Während ich dieses spreche? Obwohl der Kantor tot hinter der Kirchentür eingeschlossen ist?“

Der Küster, weitere Worte überdrüssig, geht zu dem Fenster der Studierstube und öffnet es weit. Nun vernimmt auch der weißhaarige Geistliche, dessen Gehör – obwohl er es niemandem zugibt – doch schon abzunehmen beginnt, das Orgelspiel in seiner Kirche. Eine Weile lauscht er ihm reglos. Dann faltet er die Hände zu einem stummen Stoßgebet.

Das ist für den Küster der willkommene Anstoß zur Weitergabe seiner Vermutungen. Ihr Kantor, bedeutet er dem aufhorchenden Vorgesetzten, ist nicht tatsächlich gestorben. Er war nur scheinot. Nach seinem Erwachen im Sarg auf dem Platz vor dem Altar hat er den nicht festgenagelten, sondern nur über ihn gelegten Deckel hochgehoben, ist aus dem hölzernen Bett herausgeklettert, hinter den Altar gegangen, die Treppe zum Chor hinaufgestiegen, sitzt nun im Leichenhemd vor der Orgel und bringt Gott dem Herrn durch deren Töne seinen Dank für die Errettung von dem Tode dar, für die Errettung im allerletzten Augenblick.

„Geschwätz!“ sagt der Pastor, sagt es lauter, als nötig wäre, wenn die wirren Worte des Fassungslosen ohne jede Wirkung auf ihn geblieben wären. „Albernes Geschwätz! Die Zeichen für das endgültige Erlöschen des Lebens unseres Kantors waren leider nur zu eindeutig.“ „Aber die Orgel in unsrer Kirche wird gespielt. Die Orgel in einer festverschlossenen Kirche! Denn der Schlüssel zu ihr hängt dort neben der Tür auf dem Brett.“ „Wird gespielt. Läßt sich nicht leugnen: gespielt.“ „Dieses Orgelspiel kann nur mit unrechten Dingen zugehen. Wenn unser Kantor nicht von den Toten auferstanden ist, dann muß er aus dem Himmel zurückgekommen sein. Und statt eines Mannes im Leichenhemd sitzt ein unsichtbarer oder doch ungreifbarer Geist auf der Orgelbank in der Winsener Kirche.“ „Wir werden in einigen Minuten gemeinsam festgestellt haben, wie das allerdings höchst befremdliche Orgelspiel in der abgeschlossenen Kirche zustande kommt.“ „Ich soll - -?“ „Du sollst deinen langjährigen Vorgesetzten auf einem notwendigen Erkundungsgang begleiten.“ „Ich möchte - -“ „Du möchtest doch nicht etwa deinen geistlichen Herrn in einer entscheidungsvollen, unter Umständen nicht ungefährlichen Stunde allein lassen?“ Der Küster fügt sich schweigend in das Unabwendbare.

„Wer auf der Orgelbank sitzt, weiß ich nicht“, stellt der Pastor fest. „Unser Kantor kann es in keinem Falle sein.“ „Warum nicht?“ „Weil er all sein Leben lang nicht so gut gespielt hat, wie es jetzt in der Winsener Kirche zu hören ist. Ich habe manches Mal bei den feiertäglichen Wechselgesängen meine liebe Not gehabt, mit ihm taktlich überein zu kommen. Und wenn er sich ausnahmsweise zu einem mittelschweren Präludium aufschwang, ist mir immer wieder der Wunsch gekommen: ich möchte einen weniger empfindsamen Musiksinn besitzen, als er mir durch Gottes Gnade verliehen worden ist. Jetzt aber sei es zwischen uns der Worte genug. Zur Tat geschritten! Also, gestützt von dem Vertrauen auf die Hilfe des Allmächtigen: Vorwärts! In die Kirche!“

Aber es gibt noch einen Aufenthalt. Der Küster möchte die Kirchenlaterne anzünden und mitnehmen. Der Pastor überlegt, bevor er Antwort gibt, eine Weile: Brennende Laterne? Auf der Straße nicht nötig - - Auch in der Kirche wird man wahrscheinlich noch ohne Licht sehen können - - Immerhin, mit Sicherheit ist es nicht vorauszusagen - - Aber selbst wenn es der Fall sein sollte – Licht ist bei zweifelhaften Angelegenheiten unter allen Umständen ein guter Helfer.

Also erhält der Kirchendiener die erbetene Erlaubnis, und zwei Männer gehen, geleitet von dem Schein der Laterne, dem brandenden Orgelspiel der Winsener Kirche entgegen: der eine mit tapferem Herzen und aufrechter Haltung, der andere mit verstörtem Sinn und schlotternden Knien. So verwirrt ist der Küster, daß er es vor dem Gezitter seiner Hände nicht fertigbringt, den Schlüssel in das Loch der Kirchentür zu stecken. Der Pastor muß ihm das Aufschließen des Gotteshauses abnehmen. Dann aber verhält auch Dieser den Schritt. Nicht etwa weil ihn Ängste überfallen haben, sondern weil er in den Bann des machtvollen Orgelspiels geraten ist, das nun ungehemmt auf ihn eindringt. Erst nach geraumer Zeit reißt er sich von seiner Bewunderung los und betritt mit weit aufgetanen Sinnen nach dem Durchschreiten der Vorhalle das Innere der Kirche. Zögernd folgt ihm mit der brennenden Laterne der verkapselte Küster.

Das Gotteshaus ist drinnen unverändert. Auf dem Platz vor dem Altar steht der Sarg mit dem verstorbenen Kantor. Jawohl, auch jetzt noch mit dem Toten! Der Deckel liegt an der alten Stelle. Weder wurde er von außen her abgehoben, noch von innen her hochgestoßen. Sieht man ihm ohne

nähere Nachprüfung mit wenigen Blicken an. Dennoch nimmt der Pastor seinem Küster, als dieser endlich bis zu ihm herangeschlichen ist, die Laterne ab und beleuchtet den Sarg rundum. Ergebnis: In Ordnung. Nicht nötig, den Deckel des Sarges zur Feststellung seines Inhaltes abzuheben. Der Tote liegt darin.

Aber die Orgel wird gespielt. Wird ununterbrochen gespielt. Wird vollendet wie noch niemals zuvor gespielt. Wer mag gekommen sein, auf ihr seine Kunst zu entfalten? Welchen Weg kann dieser Bote des Ewigen, um in die verschlossene Kirche zu gelangen, erwählt haben? Kein Zweifel: Ein Geist. Anders als durch die Annahme: Ein Geist! ist das tönende Rätsel nicht aufzulösen. Obwohl der Winsener Pastor überzeugt ist, daß er auf dem Orgelchor einem guten Geist begegnen wird, der seine Kirche der Heimsuchung würdigt, verabsäumt er zur Sicherung der Seele nicht, vor dem Weiterschreiten über sich drei Kreuze zu schlagen. Dann aber geht er tapfer hinter den Altar und steigt die Treppe zu der Orgel empor; langsam nur, jedoch fest entschlossen, das unheimliche Geschehen zu enträtseln und dessen Auflösung gebührend zu begegnen.

Der Küster hat die Tatsache, daß sein Vorgesetzter ihm die Laterne nicht zurückgab, für das hochwillkommene Zeichen genommen, daß er ihm nicht mehr zu folgen braucht, ist von dem Altarraum zum Kirchenschiff hinuntergestiegen und harrt, in eine Bank gekauert, der Dinge, die da kommen werden.

Als der Pastor oben auf dem Chor um die Orgel-Ecke mit der hängenden Laterne herumkommt, erkennt er: Ein Mensch. Kein Geist. Ein leibhafter junger Mensch. Fünfzehn. Oder gar erst vierzehn Jahre. Und spielt die Orgel mit einer Vollendung, wie er es erst ein einziges Mal in seinem Leben gehört hat: von Meister Georg Böhm, dem Organisten der Lüneburger Johanniskirche. Der Pastor geht zu dem Jüngling hin, hebt, da er neben ihm steht, die Laterne, um ihn genauer zu betrachten, und - - verharrt reglos in dieser Stellung. Denn der Spielende hat ihm ermunternd zugenickt. Er braucht zwar bei seinem Orgelspiel, weil ihm die Töne von innen her kommen, keine Noten. Und die rechten Tasten weiß er im Stockdunkeln zu finden. Auch die Holztasten des Pedals. Aber bei dem Übergreifen von einem Manual zu dem anderen Manual ist ihm Licht eine nicht unwillkommene Hilfe. Also: Leuchten! Wer der fremde Mann mit der hochehobenen Laterne ist, fragt der spielende Jüngling nicht. Er bedarf, weil die Dämmerung zugenommen hat, des Lichtes. Also ist es im rechten Augenblick da. Verwunderung? Unangebracht. Was er im Dienste Gottes braucht, ist, wenn er es unabdinglich benötigte, stets dagewesen. Jawohl: Leuchten, weißhaariger Alter! Leuchten, bis ich bei dem Schluß meines Spiels angelangt bin! Alles – außer dem Leuchten – hat, solange ich spiele, Zeit.

Und der siebzigjährige Winsener Pastor leuchtet unverwandt dem sechzehnjährigen Lüneburger Michaelisschüler bei seinem ungememen Spiel. Erst als Der mit brausenden Akkorden geendet hat, unter denen die Fenster erzittern, die Mauern erbeben, sagt der irdische Herr der Kirche, was er bereits in jenem Augenblick hat sagen wollen, da seine Augen von der Orgel-Ecke aus des spielenden Jünglings ansichtig wurden, nämlich: „In diesem Gotteshaus darf jetzt nicht musiziert werden.“ „Warum nicht?“ fragt der Zurechtgewiesene verwundert. „Weil in der Kirche ein Toter steht.“ „Ein Toter? Wo?“ begehrt der Sechzehnjährige zu wissen, welcher – weil er von der Sakristei aus sogleich hinter den Altar gegangen ist – den Sarg davor nicht gesehen hat. „Dort unten liegt unser verstorbener Kantor. Zu den Füßen des Altarbildes. Aufgebahrt für die morgige Abschiedsfeier von der Erde.“ „Ein - Toter! In der Kirche? Jetzt?“ „Allerdings.“ „Dann ist Musik doppelt, dreifach nötig“, erklärt der Jüngling leuchtenden Auges. „Denn was soll ihm, was soll später einmal uns sicherer den Weg zum Himmel hinaufweisen als jene Töne, die von dort aus zu den Menschen auf die Erde herabgekommen sind?“ Der Pastor weiß auf diese Frage keine Antwort. Aber auch wenn er eine ausreichende Erwiderung gewußt hätte, würde er weder Zeit noch Gelegenheit gehabt haben, sie anzubringen. Denn schon hat der Schüler sich wiederum der Orgel zugewandt und von neuem zu spielen begonnen, einen Choral, ein Sterbelied:

„Wenn mein Stündlein vorhanden ist
und ich soll fahrn meine Straße
so geleit' du mich, Herr Jesu Christ,
mit Hülf mich nicht verlasse;
mein Seel an meinem letzten End
befehl ich, Herr, in deine Händ,
du wirst sie wohl bewahren.“

So viele Choräle der Winsener Pastor während seines fast fünfzigjährigen Amtslebens auch schon gehört hat, noch niemals vernahm er ein Gotteslied, das durch seine Harmonien im gleichen Maß überirdisch, so jenseitig geklungen hat wie der Todeschoral für seinen verstorbenen, auf dem

Altarplatz der Kirche im Sarge ruhenden Kantor. Ohne daß er es weiß, hat der silberhaarige Geistliche die Laterne vor sich niedergesetzt und voll Andacht die Hände gefaltet. Da der letzte Ton des Liedes verklungen ist, löst er sich, um beide mit überschwänglichem Dank dem fremden Jüngling entgegenzustrecken.

Aber der Spielende befindet sich nicht am Ende sondern am Anfang seiner musikalischen Gedenkfeier zu Ehren des Toten. Er wiederholt ohne Akkordbegleitung die Melodie des Chorals bis zu der Bitte um das Geleit Jesu Christi. Was soll werden? Eine begleitende Stimme gesellt sich hinzu. Das Thema klingt im Alt auf. Eine zweistimmige Fuge aus dem Stegreif – den Pastor übermannt Bewunderung. Jetzt wird das Thema im Tenor hörbar. Eine dreistimmige Fuge – den Pastor schwindelt. Aber es ist dem Spielenden noch nicht genug. Aus dem Pedal steigt das Thema mit unwiderstehlicher Gewalt empor. Eine vierstimmige, nicht aufgeschriebene, sondern aus dem unmittelbaren Erlebnis geborene Fuge – dem Pastor drohen die Sinne zu vergehen. Aber das darf nicht sein. Er muß helfen, daß die Totenfeier zu einem guten Ende kommt und nicht, weil der Spielende eines der Manuale verfehlt, mit schrillum Mißklang endet. So nimmt er die Laterne vom Boden auf und leuchtet, den Bewegungen des Orgelnden folgend, jeweils dorthin, wo der Jüngling, der ein Mensch ist – ein wahrhafter Mensch und doch weit mehr als Menschen seines jugendlichen Alters – am Dringlichsten des Lichtes bedarf.

Als nach einer Durchführung der Fuge – darin Innigkeit und Macht, Bitte und Forderung, Sicherheit und Kampf des Glaubens zu überirdischer Entfaltung gekommen sind – der Spieler mit einem hallenden Dur-Akkord geendet hat, fragt der Winsener Pastor unter tiefem Verneigen: „Wer bist du?“ „Ein Schüler aus Lüneburg.“ „Welchen Weg hast du in die verschlossene Kirche genommen?“ „Durch das offene Fenster der Sakristei.“ „Und wie, gottbegnadeter Jüngling, lautet dein Name?“ Der Gefragte gibt die erbetene Auskunft. Der Pastor wiederholt Silbe um Silbe. Denn er weiß und versäumt nicht, es auszusprechen: Diesen Namen wird man noch in Jahrhunderten mit Lob und Preis für all das Schöne nennen, welches er der Menschheit mit seinen Tönen zu Ehren Gottes geschenkt hat. Also kommt es mit tiefster Ehrfurcht über seine Lippen: „Johann Sebastian Bach.“

Bemerkenswert ist, dass diese Geschichte in Hans Francks Bach-Biographie *Cantate – Das Leben Johann Sebastian Bachs*, 1960 im Kreuz-Verlag Stuttgart erschienen, nicht vorkommt. Man kann das wohl so erklären, dass Franck mit der Biographie von 1960 ein seriöses Werk vorlegen wollte, das sich aller novellistischen und anekdotischen Züge enthält. Das heißt aber dann auch wohl: Hans Franck bezweifelte selbst, dass die Winsen-Anekdote auf tatsächlichen Geschehnissen beruht. In „Cantate“ berichtet Franck von insgesamt 3 Besuchen Bachs bei Reincken in seiner Lüneburger Zeit. Er wäre also dann 6 Mal durch Winsen gekommen. Er wird diese Stadt mithin wahrgenommen haben. Ob er aber jemals länger in ihr Station gemacht hat, bleibt zweifelhaft.

Wenn Franck jemals die Winsener Kirche von innen gesehen hat, so hat er wohl den heute so genannten Tönhäuser Boden mit der ehemaligen Orgelempore identifiziert. Dann passen Einzelheiten der Beschreibung des Ortes ganz gut, besonders wenn man die vor 1955 noch vorhandenen hölzernen Einbauten der Kirche berücksichtigt. Die „Vorhalle“ wäre dann das Seitenschiff gewesen. Die in der Erzählung vorkommenden Personen des 70-jährigen Pastors und des gerade eben verstorbenen Kantors sprechen jedoch eindeutig gegen einen Tatsachenbericht. Einen 70-jährigen Pastor hat es in Winsen 1701 ebenso wenig gegeben wie einen in diesem Jahr gestorbenen Kantor. Grote hat diesen Personen historische Namen zu geben versucht, musste aber damit scheitern. Franck hat zum Stoff seiner Novellen im allgemeinen auch Quellenstudien betrieben, hier definitiv nicht. Es ist und bleibt wohl eine gut erfundene Geschichte und leider nichts weiter als das. In gewisser Weise erinnert die Person des Pastors an die des Hamburger Kantors Johann Adam Reincken bei Bachs letzter Begegnung mit diesem.

Hans Franck bringt in seinem Büchlein auch noch die weiter unten geschilderte Episode von den 2 dänischen Dukaten, die Bach bei seiner Einkehr in ein Wirtshaus anlässlich einer Rückreise aus Hamburg nach Lüneburg in Heringsköpfen fand. Er schreibt diese Geschichte jedoch völlig um und verlegt sie in eine spätere Zeit, nämlich in das Jahr 1705 und in den Kontext seiner Reise nach Lübeck. Ich verzichte hier darauf, sie wiederzugeben. Man kann sie im zitierten Büchlein auf den Seiten 20-41 nachlesen.

Das gesamte Werk des Novellisten Hans Franck wird bei Sascha Kiefer, *Die deutsche Novelle im 20. Jahrhundert: eine Gattungsgeschichte* (Köln-Weimar 2010) ausführlicher besprochen. Es ist im Zusammenhang mit seiner Bach-Novelle „Die Pilgerfahrt nach Lübeck“ (1935) von einem *historischen*

Kern die Rede, um den herum Franck sozusagen seine Novelle komponiert hat. Zitat: *Fraglos hat Franck Quellenstudien betrieben, von denen seine »Bachnovelle« profitiert; unter anderem integriert er Auszüge aus dem berühmten Protokoll des Arnstädter Konsistoriums vom 21. Februar 1706, das Bachs Rechtfertigung für seinen unerlaubt langen Aufenthalt in Lübeck dokumentiert. (Vgl. Philipp Spitta, gekürzte Ausgabe 1935 S. 74-81; was den Umgang mit diesem Dokument bedenklich macht, sind weniger die leichten Modernisierungen als die Ergänzungen, die Franck seinem Bach in den Mund legt, etwa über das «Wesen» der Musik, vgl. ebd. S. 76. – Das originale Protokoll ist erhalten in: Bach-Dokumente. Hg. v. Bach-Archiv Leipzig Bd. 2. Kassel, Basel, Paris u. a. 1969 Nr. 16, S. 19-21.) Später hat Franck sogar eine Bach-Biographie vorgelegt, die der berühmte Pianist Wilhelm Kempff den Standardwerken von Philipp Spitta und Albert Schweitzer zur Seite gestellt sehen wollte. (Vgl. Hans Franck: Cantate. Das Leben des Johann Sebastian Bach. Stuttgart 1960. – Vgl. die von der Verlagswerbung zitierten Äußerungen Kempffs am Ende von Francks Ein Dichterleben in 111 Anekdoten (Stuttgart 1961).)*

Eine zweite Bach-Winsen-Legende bei Philipp Spitta (1873)

Es liegt nahe, auch bei dem renommierten Bach-Biographen Philipp Spitta nach der Bach-Winsen-Legende zu suchen. Dessen zweibändiges, 1873 bei Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienenes Werk gilt auch heute noch als die Bach-Biographie schlechthin. Tatsächlich unterscheidet es sich in Stil und Gründlichkeit deutlich von dem, was hier bisher vorgestellt wurde.

Spitta schildert in seinem ersten Band auf den Seiten 193/194 die Hintergründe der Hamburg-Reise von 1701. Georg Böhm (02.09.1661-18.05.1733), bei dem Bach Orgelunterricht hatte, war Organist an St. Johannis in Lüneburg. Dieser war Schüler des damals berühmten Organisten an St. Katharinen in Hamburg, Johann Adam Reincken (10.10.1643-24.11.1722). Bachs Vetter Johann Ernst Bach weilte zu der Zeit gerade in Hamburg, um sich künstlerisch ausbilden zu lassen. Es gab also mehrere Gründe für Bach, in den Schulferien nach Hamburg zu wandern. Es waren Fußwanderungen, wie Spitta ausdrücklich feststellt, denn für Fahrten fehlte Bach das Geld. Es hätte nun nahegelegen, dass Spitta in diesem Zusammenhang auch die Bach-Winsen-Legende erwähnt, indes man findet kein Wort davon. Stattdessen fügt Spitta sozusagen als Beleg für die damalige Mittellosigkeit Bachs eine Anmerkung 28 hinzu. Sie lautet:

Die von J. Ch. W. Kühnau (Die blinden Tonkünstler. Berlin, 1810. S. 5 und 6) erzählte Anekdote, wie Sebastian auf dem Rückwege von Hamburg mit leerem Magen und noch geleerter Tasche vor einem Wirtshause sitzt und plötzlich durch zwei aus dem Fenster geworfene Häringsköpfe, in denen ebenso viele dänische Ducaten versteckt sind, überrascht wird, entbehrt jeder weiteren Beglaubigung, und ist auch für Sebastian in keiner Weise charakteristisch.“

Also wieder eine Anekdote, die – wie gesagt – auch Franck bearbeitet hat, wenn auch eine ganz andere. Wenn man boshaft sein wollte, könnte man beide Anekdoten miteinander verknüpfen, etwa so: Nachdem Bach sich in den Besitz der Dukaten gebracht hatte, bestellte er beim Wirt, ohne Zweifel dem Wirt des Winsener Ratskellers direkt an der St-Marien-Kirche, ein köstliches Mahl nebst erlesenen Weinen und dinierte mal so richtig nach Winsener Art. Anschließend wollte er sich bei seinem Gönner bedanken und in der Kirche an der Orgel aufspielen. Das erzürnte nun aber den herbeigerufenen Pastor primarius gar sehr usw. Doch lassen wir das. Bei Franck stehen beide Geschichten nicht in Zusammenhang, und Spitta verwirft diese neue Geschichte – die erste mit der Winsener Orgel kennt er nicht bzw. nimmt sie nicht zur Kenntnis - als „Anekdote“, da ihr jede weitere „Beglaubigung“ etwa durch einen Brief oder ein sonstiges Zeugnis fehle und sie auch nicht in das Bild passe, das sich der Autor von Bach macht. Genau genommen ist das keine klare Widerlegung, ein Beweis oder eine Widerlegung der Kühnauschen Schilderung dürfte ja auch sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein. Aber wer denkt sich schon so etwas aus? Doch sehen wir nach, was der zitierte Kühnau selbst sagt.

Die Version dieser Legende bei Kühnau (1810)

Kühnau (10.02.1735-13.10.1805), Kantor an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, hat sich um das dortige Musikleben sehr verdient gemacht, war aber weder Historiker noch Bach-Forscher. Kühnau schreibt:

Von Lüneburg reiste er zuweilen nach Hamburg, um den damals berühmten Orgelspieler an der Katharinenkirche Joh. Adam Reinke zu hören. Da er sich einst länger in Hamburg aufgehalten hatte, als es das Vermögen seiner Kasse erlaubte, so hatte er, bey seiner Zurückwanderung nach Lüneburg, nicht mehr als ein paar Schillinge in der Tasche. Noch nicht halb hatte er den Weg zurückgelegt, als ihn eine starke Eßlust anwandelte, und er zu dem Ende in ein Wirtshaus einkehrte, wo ihm bey dem köstlichen Geruch aus der Küche, die Lage, worin er sich befand, noch zehnmal schmerzhafter vorkam. Mitten in seinen trostlosen Betrachtungen darüber hörte er ein knarrendes Fenster öffnen, und sahe, daß aus demselben ein paar Heringsköpfe auf das Kehrlicht geworfen wurden. Als einen ächten Thüringer, fing ihm beym Anblick dieser Wesen der Mund zu wässern an, und er säumte keinen Augenblick, sich ihrer zu bemächtigen; und siehe, o Wunder! er hatte kaum angefangen, sie zu zergliedern, so fand er in einem jeden Kopfe einen dänischen Dukaten versteckt, welcher Fund ihn in den Stand setzte, nicht allein nun ein Mundtheil Braten zu seiner Mahlzeit hinzuzufügen, sondern auch noch mit Ehem mit mehrerer Gemächlichkeit eine neue Wallfahrt zu Reinke zu unternehmen. Besonders ist es, daß der unbekannte Wohlthäter, der ohne Zweifel am Fenster gelauscht haben wird, um zu sehen, welchem Glückskinde sein Geschenk zu Theil werden würde, nicht die Neugierde gehabt hat, den Finder und dessen Eigenschaften näher zu untersuchen.

Es folgt direkt darauf eine Beschreibung der Kontakte Bachs zur Celler Hofkapelle. – Für uns ist hier noch besonders von Interesse, dass die Einkehr in das Wirtshaus stattfand, als er die Strecke nach Lüneburg noch nicht halb zurückgelegt hatte. Das müsste man mal genauer analysieren. Der Weg ging damals über Hoopte, und Winsen lag in etwa auf halber Strecke. Doch genug der Spekulation. Was sagt der Rezensent dazu? Einen solchen hat das Kühnauische Werk tatsächlich gefunden.

In der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung (9. Jahrgang Band 3 Nr. 137 von Juli 1812 S. 63) steht eine Rezension dieses Buchs. Dort wird auch auf die hier zitierte Textstelle eingegangen. Es heißt dort: *Fabelhaft klingt folgende Anekdote von ihm [Bach], die hier S. 5 ernsthaft erzählt wird. Er war in Lüneburg auf der Schule, und ging von da zuweilen nach Hamburg, um den damals berühmten Organisten an der Katharinenkirche, Joh. Adam Reinke, zu hören. Er kehrte auf der Rückreise in einem Wirtshause ein, und hatte bey großem Hunger sehr wenig Geld bey sich. Auf einmal wurden aus einem knarrenden Fenster einige Heringsköpfe geworfen. Seb. B. machte sich darüber her, und fand in jedem Kopfe einen dänischen Ducaten. Er hat nie erfahren, wer dieses Geld in die Köpfe gesteckt hat. Er erblindete erst im Alter.* Kühnau hat in seinem Buch das Schicksal einer Reihe von blinden Tonkünstlern dargestellt, Bach ist nur einer von ihnen. Insgesamt urteilt der Rezensent: *Was der Vf. über jede dieser Personen zu sagen weiß, ist mehr oder weniger trocken, je nachdem er mehr oder weniger über ihren Charakter und über ihr Leben gesammelt hatte. Ereignisse kommen wenig vor; an solchen ist das Leben eines blinden Musikers eben nicht fruchtbar. In den Zusätzen werden einige vergessene Dinge nachgeholt und Berichtigungen geliefert. Dann folgen Gedichte, die verschiedenen Werths, und wovon manche hier nicht an der rechten Stelle sind. Aus lauter Purismus wird der Vf. oft unverständlich, und sein Buch liest sich schlecht, ob er gleich sonst wohl schreiben kann.* – Das alles hört sich allerdings nicht danach an, dass Kühnau phantasiert habe. Vielleicht hat er eine Unterlage gehabt, aus dem der Wahrheitsgehalt der Bachschen Anekdote hervorgeht. Dass Spitta die Anekdote von sich weist, wird auch damit zusammenhängen, dass ihm die ganze Sache etwas primitiv vorkam, so dass sie seiner Ansicht nach nicht in sein ambitioniertes Werk passte.

In der Allgemeinen musikalischen Zeitung (Breitkopf & Härtel, Leipzig) Band 14, S. 222 heißt es gar: *Der Verf. hat mit Sorgfalt zusammengetragen, was er über die Lebensumstände blinder Tonkünstler gefunden hat: aber er hat nicht alles gefunden, was darüber gesagt ist – sey es nun, weil er die Quellen nicht genug kannte, oder weil er verschiedene nicht erreichen konnte. Seinen Stoff hat er nun, je nachdem er viel und gut vorgearbeitet fand, oder nicht, ausführlich oder kurz, interessant oder gleichgültig behandelt: aber, im Ganzen, gut geschrieben.* – Hier und im Folgenden wird nur kritisiert, dass Kühnau eine Reihe von Quellen nicht berücksichtigt habe, nicht jedoch, dass er etwas hinzugefügt habe, das die Quellen nicht hergeben. Danach muss man wohl doch annehmen, dass diese Anekdote wahre Begebenheiten wiedergibt, deren Quelle wir aber bisher noch nicht kennen.

NACHTRAG

Nachdem ich nun so vieles einer kritischen Revision unterzogen habe, vielleicht auch ungewollt dem einen und anderen bisher sicher geglaubtes Wissen nehmen musste, will ich sozusagen zum Trost noch etwas hinzufügen, was nun tatsächlich sicher ist, bisher aber in der Stadt- und Kirchengeschichte nicht zur Kenntnis genommen wurde. Es ist oft davon die Rede, dass die erste

Nachricht von einer Winsener Orgel auf das Jahr 1656 weist. Damals wurde nachweislich die heute längst nicht mehr vorhandene „Magnus-Grimm-Orgel“ eingebaut. Es kann indes nicht die erste Orgel in Winsen gewesen sein. Im Hauptstaatsarchiv Hannover liegt eine Akte (Signatur: Celle Br. 42 Nr. 192), die „Fürbitten von und an Schleswig-Holstein“ enthält, u. a. eine „für *Joachim, Sohn des Peter Möring, Organist zu Winsen an der Luhe, gegen Wilhelm Niemandt, Amtmann zu Schwabstedt (1617)*“. Es gab also 1617 schon einen Organisten in Winsen und natürlich auch eine Orgel, und man kennt sogar seinen Namen. Einen Kantor gab es erst seit 1641 (vgl. das schon zitierte Buch über die Winsener Lateinschule).